

Berns goldene Zeit

Das 18. Jahrhundert neu entdeckt

Beiträge von:

HEINRICH CHRISTOPH AFFOLTER	NIKOLAUS LINDER
STEFAN ALTORFER-ONG	THOMAS LOERTSCHER
DORIS AMACHER	PETER LÜPS
ARMAND BAERISWYL	BARBARA MAHLMANN-BAUER
ANNA KATHARINA BÄHLER	ANDREAS MARTI
MARIE THERESE BÄTSCHMANN	BRUNO MEIER
MAX BAUMANN	VALÉRIE MODOUX
DAVID BIRMINGHAM	PATRICK R. MONBARON
RUDOLF BOLZERN	ANDRES MOSER
MARTIN BONDELI	FELIX MÜLLER
ADRIANO BOSCHETTI MARADI	MIRIAM NICOLI
URS BOSCHUNG	PAUL-ANTHON NIELSON
SIMON BOSSHARD	ISABELLE NOTH
ANTON BRANDENBERGER	CHRISTIAN PFISTER
HANS BRAUN	SÉVÉRINE PILLOUD
BARBARA BRAUN-BUCHER	GUILLAUME POISSON
LÉONARD BURNAND	ANNE RADEFF
RICHARD BUSER	SÉBASTIEN RIAL
SABINE CARRUZZO-FREY	THOMAS RICHTER
ALAIN CERNUSCHI	NELLY RITTER
SILVIO CORSINI	SUSANNE RITTER-LUTZ
FRANÇOIS DE CAPITANI	ANNE ROSSET
RUDOLF DELLSPERGER	FRANÇOIS ROSSET
ANNE-MARIE DUBLER	ANNEMARIE ROTH
HANS-RUDOLF EGLI	DANIEL SALZMANN
CLAUDIA ENGLER	FRÉDÉRIC SARDET
EMIL ERNE	DOMINIK SAUERLÄNDER
ANDREAS FANKHAUSER	HANS-ULRICH SCHIEDT
DANIEL FLÜCKIGER	CHRISTOPH SCHLÄPPI
HERMANN VON FISCHER	DANIEL SCHLÄPPI
SANDRO FREFEL	HEINRICH R. SCHMIDT
THOMAS FREIVOGEL	DANIEL SCHMUTZ
WALTER FREY	BRIGITTE SCHNEGG
NORBERT FURRER	DIETER SCHNELL
AXEL CHRISTOPH GAMPP	ANDREA SCHÜPBACH
GERRENDINA GERBER-VISSER	JÜRIG SCHWEIZER
MARIA GFELLER	BIRGIT STALDER
MONIKA GISLER	NICOLE STAREMBERG GOY
SIMONE GOJAN	HUBERT STEINKE
STEFAN HÄCHLER	PIERRE STREIT
ANDREAS HEEGE	CHRISTINE STUBER
ÁDÁM HEGYI	MARTIN STUBER
PHILIPP HENDRIKSEN	GEORG SUTER
SIBYLLE HOFER	WALTER THUT
ANDRÉ HOLENSTEIN	DANIÈLE TOSATO-RIGO
LUCIENNE HUBLER	JOHANNES TRIPPS
CLAIRE JAQUIER	URSULA TSCHIRREN
PHILIPPE KAENEL	SUSI ULRICH-BOCHSLER
BÉLA KAPOSSY	KARL F. WÄLCHLI
MANUEL KEHRLI	BERCHTOLD WEBER
KATRIN KELLER	DENISE WITTWER HESSE
THOMAS KLÖTI	ANDREAS WÜRGLER
BEAT KÜMIN	REGULA WYSS
CÉCILE LACHARME	URS MARTIN ZAHND
LUC LIENHARD	SIMONE ZURBUCHEN

Herausgegeben von André Holenstein

in Verbindung mit

Daniel Schläppi

Dieter Schnell

Hubert Steinke

Martin Stuber

Andreas Würgler

Redaktion Charlotte Gutscher

Das Gesamtprojekt wurde gefördert durch den Kanton Bern, die Stadt Bern und die Burgergemeinde Bern. Die Universität Bern hat zu wesentlichen Teilen die wissenschaftliche Redaktion finanziert, das Staatsarchiv Bern ein Redaktionsbüro und die Infrastruktur zur Verfügung gestellt. Die Historisch-Antiquarische Kommission der Stadt Bern hat die Publikation finanziell unterstützt.

Verein Berner Zeiten: Präsident: Prof. Dr. Urs Martin Zahnd
Vizepräsident: Prof. Dr. Peter Martig
Sekretariat: Dr. Charlotte Gutscher
Archäologischer Dienst des Kantons Bern: Dr. Cynthia Dunning
Bern Tourismus: Michael Keller
Burgerbibliothek Bern: lic. phil. J. Harald Wäber, Dr. Claudia Engler
Denkmalpflege der Stadt Bern: Dr. Roland Flückiger
Denkmalpflege des Kantons Bern: Dr. Jürg Schweizer
Historisches Museum Bern: lic. phil. Peter Jezler
Kunstmuseum Bern: Dr. Therese Bhattacharya-Stettler
Staatsarchiv Bern: Prof. Dr. Peter Martig
Universität Bern:
Historisches Institut: Prof. Dr. André Holenstein;
Prof. Dr. Christian Pfister; Prof. Dr. Rainer C. Schwinges;
Institut für Kunstgeschichte: Prof. Dr. Norberto Gramaccini;
Institut für Medizingeschichte: Prof. Dr. Urs Boschung
Universitätsbibliothek Bern: PD Dr. Susanna Bliggenstorfer,
lic. phil. Christian Lüthi

Sponsoren: Carba-Stiftung Hofgut Gümligen
Credit Suisse, Region Mittelland
Förderverein des Historischen Museums Bern
Gesellschaft zu Ober-Gerwern, Bern
Historischer Verein des Kantons Bern
Stiftung Schloss Thunstetten
Stiftung VINETUM, Biel
Techpharma Management AG, Burgdorf

Herr und Frau Dr. W. Bommeli, Bremgarten
Herr R. von Fischer, Bern
Herr und Frau Ph. Schwob, Oberhofen
Herr Prof. Dr. M. Steinmann, Ursellen

ISBN 978-3-7272-1281-9

© Stämpfli Verlag AG · 2008

Buchgestaltung und technische Koordination: Eugen Götz-Gee, ADD, Bern
Satz und Grafiken: Neil Götz, ADD Atelier Design+Druck AG, Bern
Reproduktionen: Photolitho Bienna AG, Biel/Bienne
Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern
Einband: Buchbinderei Schumacher AG, Schmitten/FR

Printed in Switzerland



GV 2008



Abb. 233: Ludwig Emanuel Zehender, als Werkmeister auf dem Land vor allem für zahlreiche Neu- und Umbauten von Pfarrhäusern bekannt, schuf mit der Kirche Krauchthal ein kleines Meisterwerk, das den barocken Kirchenbau mit Einturmfassade und dreiseitig geschlossenem Saal geschickt der ländlichen Baukultur anpasst.

23 Henzi, Herzogenbuchsee, S. 37.

24 StAB RM vom 5. März 1727, hier zitiert nach: Von Rodt, Bernische Kirchen, S. 215.

25 Feller III, S. 673, und Baumann, Einschränkung, S. 429.

26 Schaetzle, Kirche Würzbrunnen, und Steiner, Würzbrunnen.

27 Kdm AG II, S. 30–34.

28 Freundliche Mitteilung von Peter Eggenberger, Luzern.

29 Moser, Landkirche, S. 65.

1 Erneuerte Schul-Ordnung für der Stadt Bern Deutsche Landschaft, Bern 1720 (Historisches Archiv der Gemeinde Worb A I.1 Nr. 13), teilweise gedruckt in SSRQ Stadt Bern XII, Nr. B 50, S. 151–155 (im Folgenden zitiert als Landschulordnung 1720).

2 BmZ, S. 228–233.

3 Die folgenden Bestimmungen sind festgehalten in § VI, VII, IX, XIX, XXI, XXII.

4 Kummer, Schulwesen, S. 15.

de ein, sei es als Geldgeberin wie in Herzogenbuchsee, wo sie über ihren Drittelsanteil hinaus die Gemeinde unterstützte,²³ oder aber 1727 in Hilterfingen, wo ihr Beitrag nur gewährt wurde, falls die neue Kirche *viereckig und ohne Chor erstellt werde*.²⁴

Auch in sogenannt chorlosen Kirchen markiert ein Schwellenmotiv den Übergang vom Gemeinderaum zum Obrigkeitsbereich. Dort befindet sich in vielen bernischen Landkirchen auch die Kanzel, die in der Regel vom Chor oder vom Seiteneingang der Kirche her durch ein Treppchen erschlossen ist. Mochte der Pfarrer in Baufragen gegenüber der Obrigkeit für seine Kirchgemeinde sprechen; im Kanzelkorb agierte er als verlängerter Arm der Obrigkeit, deren Vertreter im Chorgestühl von der Gemeinde gesondert sassen. Hier tagte auch alle zwei Wochen nach der Predigt das Chorgericht.²⁵ Diese Verschränkung zwischen weltlicher und geistlicher Macht ist in der Kirche Würzbrunnen (Gemeinde Röthenbach i. E.)²⁶ gegenwärtig, indem aufgemalte Bibelzitate Prediger und Gerichtssassen zu Gewissenhaftigkeit mahnten.

Abb. 211

Nicht überall lag der Chor im Zuständigkeitsbereich der Republik. Stiftungen und althergebrachte Eigentumsverhältnisse machten es möglich, dass der Chor einer Familie gehörte und als deren Grablege diente, so etwa in Holderbank AG (von Effinger)²⁷, in Hindelbank (von Erlach) und in Worb (von Diessbach, von Graffenried).²⁸

Die Kirchen in Thun oder in Holderbank AG besitzen beide den mehreckigen Chorschluss, wie er das ganze 18. Jahrhundert hindurch im Kanton beliebt blieb und häufiger vorkommt als der chorlose Rechtecksaal oder gar die Querkirche. Diese extremste Form des protestantischen Kirchenbaus konnte sich auf bernischem Gebiet am besten im Jura durchsetzen (Sornetan 1708/09, La Neuveville, 1720).²⁹

Es blieb der Saalkirche mit polygonalem Chorschluss und mittigem oder gar inkorporiertem Frontturm (oft auf den mittelalterlichen Vorgängerbau zurückgehend) vorbehalten, im 18. Jahrhundert zum beliebtesten Typus für bernische Landkirchen zu werden. Noch 1792 näherte Ludwig Emanuel Zehender an der Kirche Krauchthal die Einturmfassade durch Zufügen von zweigeschossigen Holzlauben der bäuerlichen Baukultur an.

Abb. 233

Niedere, Lateinische und Hohe Schulen

HEINRICH RICHARD SCHMIDT

Niedere Schulen

Schulzwecke und Lernziele

Die Landschulordnung von 1720¹ galt – mit einer Unterbrechung während der Helvetik – bis 1835. Sie unterscheidet sich kaum von der Ordnung aus dem Jahr 1675.² Ihr Ziel blieb eine religiöse und sittlich-moralische Bildung.³ Das *auswendig lehren* der zentralen katechetischen Texte wie des Heidelberger Katechismus stand im Zentrum. Die Kinder mussten dazu Geschriebenes lesen können, was man am Psalmenbuch, dem Neuen Testament und der Bibel übte. Die *Lesung der Schrift* wollte die Obrigkeit *in allweg befoerdert* wissen. Die grösseren Kinder sollten dann Geschriebenes lesen und darauf aufbauend auch selber schreiben lernen. Ihnen sollte dann auch durch Katechisieren der Sinn des auswendig Gelernten vermittelt werden, damit der Lehrer es *bey dem blossen auswendig lehren nicht bleiben lasse, sondern (...) zum Verstand der erlehrnten Fragen Anleitung gebe*.

Der Unterricht sollte am Morgen mit Gebet und Psalmensingen und gar mit einer summarischen Betrachtung eines Kapitels der Schrift – *sonderlich aus dem Neuen Testament* – beginnen. Aus der Schule durfte kein Kind entlassen werden, das nicht fertig lesen kann und den Katechismus erlernt *und daraus die Fundament der wahren Religion also gefasset und verstanden, daß es davon auch einiche Rechenschaft geben koenne*. Erst dann konnte ein Kind zum Abendmahl admittiert werden.⁴

Rechnen und andere «nützliche» Fächer wurden nicht erwähnt. Dennoch formierten sich in der Gesellschaft Kräfte, die über die 1720 festgeschriebenen Lernziele hinausgehen wollten. Dazu trugen nicht zuletzt wirtschaftliche Interessen bei. Wo Märkte abgehalten wurden, Handwerk blühte und Verkehr pulsierte, brauchte man Menschen, die flüssig lesen, Verträge verstehen und rechnen konnten. Hier wurde auch mehr auf gute Lehrer Wert gelegt. Nach der Stapfer-Enquête wurde 1799 schon in mehr als einem Drittel der deutschsprachigen Schulen des Kantons Bern Rechnen unterrichtet.⁵ Das damals als Kanton eigenständige Oberland erreichte auf diesem Feld etwa 19%, der «Kanton Bern» ohne das Oberland 43%.⁶ Das Tempo, mit dem Rechnen zum regulären Fach wurde, wird spürbar, wenn man die Daten einer nur für das Kapitel Bern vorhandenen Umfrage von 1780 mit denen von 1799 vergleicht. Hatte Rechnen 1780 noch in keiner Gemeinde eine Rolle gespielt, so wurde es 1799 schon in 10 von 24 Orten (41%), aus denen Berichte vorliegen, gelehrt.⁷

Die Werte blieben allerdings noch weit hinter den Wunschvorstellungen der «progressiven Gruppe» von Schulkommissaren zurück. 1804 fragte der Kirchen- und Schulrat des Kantons Bern die Schulvorsteher der 22 Ämter nach ihren Wünschen in Bezug auf die Schulfächer.⁸ Aus 16 Amtsbezirken liegen Antworten vor. In allen forderten die Kommissare Rechnen, in 14 Schreiben, immerhin 6 wollten Naturlehre, 5 Geschichte und 4 Geographie eingeführt wissen.

Progressive Eliten in den Gemeinden, aber insbesondere der Aufklärung verpflichtete Pfarrer und Schulaufseher beurteilten den Zustand der Schulen negativ, nicht weil diese ihre konfessionellen Ziele (Heilige Schriften und Katechismen auswendig lernen) nicht erfüllten, sondern weil sie selbst sich zu neuen und weitergehenden Zielen bekannten, vor deren Hintergrund das Erreichte defizitär erscheinen musste. Aus ihren Berichten erkennen wir, dass der Fortschritt und mit ihm die Aufgabenerweiterung der Schule nicht nur Freunde hatte. Der Lenker Pfarrer Lauterburg nutzte 1799 die Gelegenheit, die Missstände aus seiner Sicht anzuprangern, und schrieb an den Herrn Minister Stapfer: *Ich mus über Mangel an Aufklärung nicht nur in meiner Gemeinde, sonder im ganzen Distrikt klagen (...) Nicht daß ich über Ungeneigtheit der Lehrer, meine Anweisungen zu befolgen, zu klagen hätte, vielmehr mus ich den Meisten das Zeugnis einer erwünschten Bereitwilligkeit geben: Aber Elteren und Kinder setzten sich so sehr dagegen, daß die Lehrer die neuere Methode des Unterrichts größtenteils wieder aufgeben mußten.*⁹ Seine Ziele bestanden darin, weniger zu memorieren, sondern mehr mit Verstand lesen zu lernen und auch Schreiben zu lehren. Viele in seiner Gemeinde sahen darin aber *unnütze Neu-*



Abb. 234: Solche Pfennige wurden als «*praemium diligentiae*» (Belohnung für Fleiss) an jene Schüler verteilt, welche den ganzen Katechismus auswendig konnten. Der Pfennig trägt die lateinische Devise «*Cultura mitescit*» (Bildung macht mild) und zeigt einen Gärtner beim Aufpfropfen eines Bäumchens. Der Vorgang ist symbolisch gemeint und weist auf die Veredlung der Schüler durch die Bildung. – Gärtnerpfennig 1786, Silber, Gewicht: 6,654 g, Durchmesser 32,5 mm, BHM



Abb. 235: *S wie Schüler*. ABC-Bücher lieferten den Einstieg in die Welt des Lesens und Schreibens. Progressive Kreise monierten, dass der Unterricht vielfach beim folgsamen Nachlesen und Memorieren stehen bleiben würde, statt selbst-

ständiges, denkendes Lesen zu fördern. Kupferstich, in: Christian Felix Weisse, «*Neues A, B, C, Buch, nebst einigen kleinen Uebungen und Unterhaltungen für Kinder*» Leipzig 1773, Tafel VI, Anhang

5 Pfäffli Ruggli, Zweck, S. 24f.

6 Pfäffli Ruggli, Zweck, S. 69.

7 StAB B III 209 Bernkapitel 1780, verglichen mit den Angaben bei Schneider, Landschulen.

8 StAB B III 1026 Schulberichte 1804.

Ich stütze mich auf die Auswertung von Stefan Hess im Rahmen eines Forschungsseminars in Bern 2006. Siehe auch Kummer, Schulwesen, S. 19.

9 Lauterburg, Lenker Schulwesen, S. 41f.; die folgenden Zitate S. 48–50.

Abb. 236: Der zu Beginn des Jhs. noch stiefmütterlich behandelte Rechenunterricht wurde in den letzten Jahrzehnten zunehmend zum regulären Fach. Neben das Ziel der religiösen Bildung trat verstärkt die Vermittlung von nützlichem Wissen, das «dem Comercio» diene. – M. Christian Pescheck, «Arithmetischer Informator», Frontispiz, Lauban 1746



erungen, mein vordr habe die Kinder in der Bibel lesen und den Heidelberger, Psalmen und Kapitel lernen lassen (...), ich wolle davon abführen; man verboth den Kinderen, sich durch solche Übungen am Auswendig lernen hinderen zu lassen, behielt sie zu Hause. Das seyen nur weltliche Bücher, nuzen nichts, die Hauptsache sey Religion. Die neuen Lehrmittel wurden als Teufelsbücher verunglimpft.

Zugleich berichtet Lauterburg aber auch von einer Minderheit, die der neuen Zeit und ihren Zielen gewogen war, die es aber nicht wagte, aktiv zu werden, weil man einen reißenden Strom zu übersezen hat (...) Leider sind (...) die Zeiten noch nicht da, wo man sich guten Ordnungen aus freiem Willen unterwirft; noch mus man mit einichem Zwange (...) zu erhalten suchen, was der freie Mensch willig und mit Freüden thut. So nahm die neue aufgeklärte Elite, die 1799 unter dem Slogan «Freiheit, Gleichheit» angetreten war, Zuflucht zum Zwang und sah in der Freiheit der Eltern, der Gemeinden und Lehrer die Hauptgefahr für den Fortschritt.¹⁰

Die Grenze zwischen Konservativen und Progressiven ist nicht klar und eindeutig. Manche Pfarrer wünschten eine Verbesserung des Leseunterrichts und mehr Erklärungen statt Auswendiglernen, lehnten aber neumodische und von der Religion fortführende Entwicklungen ab, wie der Worber Schulinspektor Bachmann, der noch 1806 meinte, *Rechnen gehört in die sommerschule und nebend stunden*.¹¹ Und manche Lehrer standen der neuen Zeit entschiedener und aufgeschlossener gegenüber als ihre Vorgesetzten, wie der Worber Lehrer Hans Bigler, der hoffte, *dass durch eine baldige christliche aufklärung überhaupt das ganze schweizervolk, besonders aber seine zöglinge, durch anstrengung der geistes kräften gebildet würden, und unter den Begriff der bildung das so nothwendige schreiben und rechnen, und andere so wohl moralische wie religiöse grundsätze zählte*.¹²

Diese Situation erklärt das Dilemma der Helvetischen Republik und möglicherweise auch ihr Scheitern.¹³ Der helvetische Bildungsminister Philipp Albert Stapfer¹⁴ setzte sich als Ziel, sagen zu können: *In meinem Vaterlande gibt es niemand, der nicht lesen, schreiben und rechnen könne*.¹⁵ Auf keinem anderen Gebiet war die 1798/99 installierte helvetische Zentralregierung anfangs so aktiv um eine grundlegende Reform bemüht wie im Bildungswesen. Stapfer begann damit, den Ist-Zustand zu erheben, um eine Grundlage für die Reformen zu haben. Die auf diesem Wege zustande gekommene Stapfer-Enquête bildet – geleitet von den neuen Bildungsidealen der Aufklärung – in einzigartiger Weise ab, wie die niede-

10 So Gruner, Landschulwesen, S. 186f.; Gruner, Zustand. Zum Bild des Volkes in der Aufklärung Conrad, Elite.

11 Schmidt, Worb, S. 465.

12 Schmidt, Worb, S. 465.

13 Scandola, Standesschule, S. 595f.

14 Dazu Rohr, Stapfer; Rohr, Minister; Grunder, Stapfers Enquête; Grunder, Folgen.

15 Zitiert nach Böning, Traum, S. 223.

Les Ecoles de Charité de Lausanne

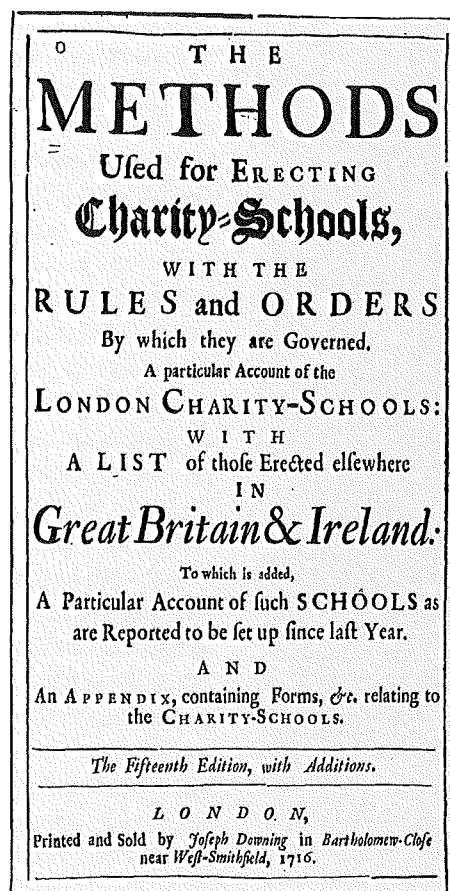
En 1726, douze personnes se réunissent afin d'organiser la création d'une Ecole de Charité à Lausanne. Parmi les ecclésiastiques se trouvent les deux hommes qui sont vraisemblablement à la base du projet: George Polier de Bottens et Théodore Crinsoz de Bionnens. Ces deux hommes étaient en effet membres correspondants de la *Society for Promoting Christian Knowledge* (S.P.C.K.), société anglaise dont un des objectifs était de contribuer à l'éducation des enfants pauvres en soutenant la création d'écoles gratuites, telles que des *Charity Schools*. Les fondateurs lausannois font de nombreuses références au modèle anglais dans leurs rapports annuels, et espèrent pouvoir bénéficier du support et des conseils de la S.P.C.K.

L'idée fondatrice des Ecoles de Charité est de pouvoir instruire les enfants pauvres dans les principes de la religion chrétienne. Mais il ne s'agit pas uniquement d'y enseigner le catéchisme. Il s'agit également de leur transmettre une série de valeurs morales ainsi que «l'amour du travail». Ces objectifs vont se retrouver sous forme extrêmement concrète dans le programme éducatif des Ecoles. Contrairement aux petites écoles de bannière qui généralement n'acceptaient que les bourgeois, tous les enfants étaient admis dans l'institution. Les responsables des Ecoles espèrent en premier lieu aider les habitants pauvres qui risquent toujours de se retrouver un jour sans le sous suite à une maladie ou à des mauvaises récoltes, et qui – étant alors complètement démunis – laissent leurs enfants aller mendier et négligent leur éducation. De plus, ils soulignent l'inexistence d'écoles publiques gratuites pour les enfants pauvres habitants ainsi que la mauvaise éducation dispensée dans ces petites écoles. C'est le 2 janvier 1727 qu'une classe est officiellement ouverte. Il s'agit d'une Ecole pour les garçons. Puis, le 10 mars de la même année, par souci d'équité, l'institution s'agrandit avec une nouvelle Ecole pour les filles. Suivront ensuite des classes pour les plus jeunes, garçons et filles, ainsi qu'une Ecole de travail. Il faut encore noter que les Ecoles de Charité vont ouvrir en 1757 un *séminaire d'élèves régents*, première institution pour

les futurs enseignants dans le Pays de Vaud. De nombreux élèves sortant de ce séminaire vont enseigner dans les petites écoles publiques, leur formation de qualité étant alors très appréciée.

L'éducation dans les Ecoles de Charité est organisée autour de deux principes centraux: l'instruction et le travail. Les enfants apprennent généralement à lire, à écrire, et parfois l'arithmétique. L'instruction est organisée par classe et par sexe, depuis l'âge de 7-8 ans jusqu'à la sortie des Ecoles par la Communion. Un élément essentiel pour l'éducation de ces pauvres est la transmission de certaines valeurs chrétiennes. D'une part, les enfants suivent des cours de catéchisme et apprennent psaumes et cantiques. D'autre part, les enseignants doivent aussi s'appliquer à imprimer dans l'esprit de leurs élèves *les Vérités & les maximes qui tendent le plus directement aux bonnes mœurs & qui sont propres à les détourner du libertinage, aussi bien que celles dont le but est de les rendre utiles à la Société, laborieux, fidèles sujets & bons Chrétiens*.

Le travail fait aussi partie intégrante de la formation et une place croissante lui est consacrée au sein de l'institution. En effet, si au départ seules les filles apprenaient quelques ouvrages dès leur entrée dans la petite Ecole, dès 1732 les responsables des Ecoles de Charité ont voulu accorder davantage d'importance à l'apprentissage de travaux manuels aussi bien pour les garçons que pour les filles. Finalement, ils se sont également souciés de la question du «travail» à proprement parler, avec l'obligation pour toutes les filles de suivre un apprentissage de couture avant leur sortie des Ecoles et, pour les garçons, tout d'abord un encouragement à commencer à travailler pendant leur formation, puis à suivre un apprentissage après la Communion. Une telle volonté était, d'une part, novatrice dans le paysage éducatif de l'époque. D'autre part, elle démontre aussi une évolution dans la perception de la charité chrétienne. Il ne s'agit plus uniquement de transmettre des valeurs morales chrétiennes aux enfants, mais il s'agit également de les former afin qu'ils deviennent effectivement laborieux.



Les Ecoles de Charité de Lausanne suivirent l'exemple des «Charity-Schools» anglaises telles qu'elles furent décrits par le traité de 1716. – The Methods used for Erecting Charity-Schools (...), London 1716

Pendant de nombreuses années, les Ecoles de Charité ont joué un rôle de substitut à un système éducatif public encore très peu ouvert et efficace, en prenant en charge l'instruction, puis la formation, non seulement d'enfants pauvres, mais également d'enfants issus de milieu un peu plus aisés ainsi qu'un nombre important de filles. Cependant, dès les années 1760, la Société charitable exprime le désir de ramener l'établissement à un secours dirigé plus particulièrement vers les pauvres orphelins et orphelines. L'option choisie est alors d'augmenter progressivement leur nombre au sein de l'institution, ainsi que de les y loger pour les instruire et les former au travail. Selon l'Assemblée et la Société charitable, ce projet permet non seulement d'instaurer un meilleur équilibre entre garçons et filles vu qu'il y aura deux Ecoles pour les uns et les autres. Mais il permet également, et surtout, de revenir à l'*institut primitif* qui est l'*instruction du pauvre People*. L'Ecole de travail va donc devenir en priorité une institution destinée à l'accueil d'orphelins et orphelines. Les enfants particulièrement pauvres ou les surnuméraires des autres Ecoles y seront également accueillis et suivront

le programme instruction/travail. C'est dans cette direction que les Ecoles de Charité de Lausanne vont continuer à évoluer dans les décennies suivantes, devenant peu à peu un orphelinat.

Les Ecoles de Charité de Lausanne sont un excellent exemple d'une initiative privée, ayant pour objectif de combler des lacunes existantes et de contribuer au bien de la société. Les responsables de l'institution ont veillé à intégrer le travail dans le programme scolaire, afin de proposer une éducation utile et pratique pour des pauvres. Dans cette optique, la préoccupation de l'état de corruption des mœurs et le souci de transmettre certaines valeurs aux pauvres pour les sortir de la charge de l'Etat se sont trouvés en accord total avec un autre besoin de l'époque: un esprit davantage industriel, véhiculant des besoins économiques précis. On réformait les mœurs des jeunes vaudois pauvres en leur inculquant les valeurs chrétiennes et, en même temps, on les rendait utiles à la société, en développant de manière ciblée leur «potentiel» économique.

Bibliographie:
Modoux, Ecoles de Charité.

ren Schulen der Schweiz 1799 aussahen. Zwar wurde diese Erhebung dann doch nicht zur Basis einer erfolgreichen Bildungsoffensive, aus ihr können wir aber grob den Zustand des Schulwesens im Kanton Bern rekonstruieren. Und dabei lassen sich durch den schweizinternen Vergleich Vorurteile korrigieren wie die von einem generellen Bildungsvorsprung der protestantischen Kantone.¹⁶ Während nur 36% der Berner Schulen und 42% der Zürcher Rechnen anboten, taten dies in Zug 55% und in Solothurn 70% der Schulen.¹⁷

Schulorganisation, Lehrer und Unterricht

Die Organisation des Schulwesens lag, wie in der vorhergehenden Zeit auch, in der Hand der Untertanen, obwohl die Landschulordnung verlangte, dass die Gemeinden die Schulmeister *nicht eigens Gewalts und Willens annehmen*.¹⁸ Diese Bestimmung bedeutete aber nur, dass die Amtleute die Einsetzung der Lehrer als hoheitlichen Akt im Namen des Rates vollziehen sollten. Denn die Stapfer-Enquête berichtet durchgängig davon, dass die Gemeindebehörden, d.h. das Chorgericht, die Lehrer nach Prüfung durch den Pfarrer gewählt haben. 1799 sagen z.B. die Worber Schulmeister übereinstimmend, sie seien *von dem damaligen pfarrer examiniert, von ihm und den vorgesezten erwählt und von dem damaligen oberherren zu Worb bestätigt worden*.¹⁹

Als während der Helvetik die zentralistische gesamtschweizerische Obrigkeit versuchte, der Gemeinde tatsächlich das Wahlrecht des Schulmeisters zu entziehen, wehrten sich die Bürger vehement. Als Richigen 1800 einen neuen Lehrer wählte, intervenierte der Regierungsrat und betonte, *daß wir aber nicht die wahl der vorgesezten der gemeinen zu bestätigen haben, sonder in folge unserer instruktion die schullehrer erwählen sollen*.²⁰ In einem sich über Jahre hinziehenden Ringen, in dem Richigen zivilen Ungehorsam bis zur Grenze der Unbotmässigkeit praktizierte, kam es schliesslich zu einem Kompromiss: Weder der Richiger noch der Berner Kandidat wurde Lehrer, sondern ein Dritter. Ein Vermittler berichtete im Zuge der Verhandlungen, er habe *mit einem der gemäßigeren vorsteher dieser gemein* geredet. Bei diesem Konflikt zwischen dem «Goliath» der Helvetischen Republik und dem «David» der Schulgemeinde Richigen bei Worb wird so sichtbar, dass es in der Gemeinde «Reformer» wie «Traditionalisten» gab und die Regierung nur auf die Minderheit der Reformer bauen konnte – und wie schwer es die neue Republik hatte, einfache Hoheitsakte durchzusetzen.

Aus den Berner Quellen ergibt sich ein bemerkenswert differenziertes Bild von der Qualität der Lehrer. Die Literatur transportiert hier bis heute ein Stereotyp, wenn sie die angeblich mangelnden Fähigkeiten der Lehrer herausstreicht und die materielle und gesellschaftliche Stellung der Lehrer als «eines der dunkelsten Kapitel» des Jahrhunderts apostrophiert: «Kaum ein Schweinehirt war geringer geachtet.»²¹ Schon die Erhebung im Bernkapitel von 1780 fördert ein im Allgemeinen gutes Urteil über den Fleiss der Lehrer zutage. Und auch mit den Fähigkeiten war die Mehrheit der Pfarrer zufrieden.²² Über die Münsinger Lehrer sagte der Pfarrer: *Den schulmeistern gebührt in absicht auf ihre fähigkeiten und ihren fleiß das zeugnis, daß ich mich oft verwundert habe und allezeit verwundere, wie man für die geringe besoldung, die sie zu beziehen haben, männer von solchen fähigkeiten und von solchem fleiss gefunden hat und noch findet. In absicht auf ihren wandel sind sie untadelhaft*.²³ Selbst wo Kritik geäußert wurde wie an den Lehrern von Köniz, blieb diese relativ: *Überhaupt sind die hiesigen schulmeister von sittsamem und ehrbarem wandel, ehrlicher denkungsart, zeigen alle gedult und liebe gegen ihre kinder. Fähigkeit besitzen sie freilich nicht alle erforderliche; doch ist sie (so wie ihr fleiss) noch weit über ihre besoldung*.²⁴

Bei der Lehrerausbildung, die weiterhin in Form einer Lehre absolviert wurde, und bei der Art des Unterrichts blieb alles beim Alten: Die Kinder sassen gemeinsam in einem Raum und übten ihr Pensum als Buchstabierer, Syllabierer, Leser, Schreiber, Antworter, Singer, bis sie ins nächste Niveau aufstiegen. Buchstabiert wurde zuerst am Heidelberger, Ende des 18. Jahrhunderts an den Namenbüchlein (ABC-Büchern). In die Schule ging man in der Regel nur in der Winterzeit, und zwar vier bis sechs Stunden täglich während rund 20 Wochen.²⁵

16 So noch Böning, Traum, S. 224.

17 Dazu Bandi/Cam/Zwimpfer, Schulmeister, S. 63f. Zu Zug Bossard, Zug, S. 104. Zu Solothurn Gimmi, Volksschulwesen, und Montandon, 1806, S. 130–133. Generell dazu Schmidt, Elementarschulen, bes. S. 44–46; Ehrenpreis, Schulwesen; Eigenmann, Brachland.

18 Landschulordnung 1720, § IV.

19 Nach Schmidt, Worb, S. 470.

20 Nach Schmidt, Worb, S. 456.

21 Böning, Freiheit, S. 224.

22 Vgl. StAB B III 209 Bernkapitel 1780: Münsingen und Köniz.

23 StAB B III 209 Bernkapitel 1780: Münsingen.

24 StAB B III 209 Bernkapitel 1780: Köniz. Zur Besoldung vgl. Kummer, Schulwesen, S. 16.

25 Gränicher, Bildungsideale, S. 32, 95.

Ein wichtiges und immer gravierender werdendes Problem war der Bevölkerungsanstieg während des 18. Jahrhunderts. Wenn man einer Modellrechnung für Worb folgt, verdreifachte sich die Zahl der schulpflichtigen Kinder von 1730 bis 1800.²⁶ Bis 1830 vervierfachte sie sich beinahe. Die Folge war ein wahrhafter Bau-boom: Wo bislang Schulstuben ausgereicht hatten, suchte man nun ein Schulhaus zu bauen, wo bisher einige Weiler sich eine Schule geteilt hatten, mussten nun dezentral neue Schulhäuser errichtet werden. Z.B. bestand für die fünf Schulgemeinden der Kirchhöri Worb bis 1742 nur ein einziges Schulhaus, in Richigen, Wattenwil und Ried-Enggstein gab es vermutlich einzelne Schulstuben. Ende des 18. Jahrhunderts standen Schulhäuser dann in Worb-Dorf, Vielbringen/Rüfenacht, Richigen, Wattenwil/Bangerten und Ried-Enggstein.²⁷ Im gesamten Kantonsgebiet entstanden im 18. Jahrhundert schätzungsweise 250 Schulgebäude neu.²⁸ Diese Bautätigkeit ist ein beredtes Zeichen für ein nicht zu unterschätzendes Engagement der einzelnen Gemeinden – und keineswegs ein Indiz für Desinteresse, wie es die Reformen Ende des Jahrhunderts dem gemeinen Mann unterstellten.

Die Sommerschule blieb in der Zeit des Ancien Régime ein Stiefkind der Entwicklung. Weil eine energische zentralstaatliche Initiative ausblieb und damit weiterhin die lokal wirksamen Faktoren die entscheidende Rolle spielten, wurde besonders in landwirtschaftlich geprägten Regionen der Arbeitskraft und ihrem Einsatz bei den Feldarbeiten gegenüber der Schule der Vorrang eingeräumt. Wo sich die Sommerschule etablierte – im Kanton Bern scheint das besonders im Mittelland der Fall gewesen zu sein –, beschränkte sich ihre Aufgabe darauf, den Wissensbestand der Schüler zu erhalten. Sie wurde in der Regel an einem Tag der Woche durchgeführt.²⁹

Betrachtet man die eingesetzten Schulbücher,³⁰ dann muss man für den Kanton Bern praktisch von einem Monopol der religiösen Lehrbücher und der dogmatischen Texte ausgehen, wobei die speziell für die Schule geschriebenen Bücher wie Johann Hübners *Biblische Historien* (1. Aufl. 1714) neben hochkomplexen und sprachlich schwer verständlichen Werken wie dem Heidelberger Katechismus standen. Im Oberland dominierten die alten Katechismen und die Bibel, im Mittelland ist eine deutliche Verschiebung zu den didaktischeren Werken festzustellen.³¹ Besonders die Gegend um den Bielersee zeigt sich hier «moderner». Der Anteil von Rechenbüchern, die 1799 in 36% der Berner Schulzimmer vorhanden waren, stieg im gesamten Kanton bis 1806 auf 51%.³²

Leistungen der Schule

Was erreichte das Niedere Schulwesen? Diese «Pisa-Frage» ist nicht leicht zu beantworten. Aus dem Dorf Reichenbach liegen Examensrödel von 1798 und 1799 vor, die Namen von Schülerinnen und Schülern, ihr Geburtsjahr und ihre Fähigkeiten verzeichnen.³³ Von den jeweils zehn Jahrgängen (Mädchen: 1781–1790, Jungen: 1783–1792) konnten bei den fünf ältesten Jahrgängen 16 von 17 Knaben lesen und 10 schreiben. Bei den Mädchen konnten 10 von 11 lesen – obwohl drei als *blöd* oder *untauglich* apostrophiert wurden –, aber nur eine einzige schreiben. Rechnen kam nicht vor. Die Fähigkeit zu lesen, die die Landschulordnung von 1720 als Voraussetzung für die Zulassung zum Abendmahl formuliert hatte, war also tatsächlich die Norm beim Verlassen der Schule. Anders sah es beim Schreiben aus. Die Mädchen waren hier deutlich benachteiligt, und auch unter den Knaben konnte nur jeder Zweite – nach dem Urteil des Lehrers – schreiben.

Für das Kapitel Bern lassen sich schon 1780 zwei Räume feststellen, die in Bezug auf die Faktoren Schuldichte, Besoldung der Schulmeister, Anzahl der Schulkinder pro Schule, Anteil der Schulkinder gemessen an der Gesamtbevölkerung und Anzahl der Schulstunden pro Tag gute und sehr gute Werte aufwiesen. Erstens ist dies die Achse Bern–Thun.³⁴ Den zweiten Schwerpunkt bilden die nahe der Stadt Bern und auf der Achse Bern–Freiburg/Neuenburg/Murten gelegenen Gemeinden Frauenkappelen, Ferenbalm, Laupen, Neueneegg und Mühleberg.³⁵

Gerechnet und geschrieben wurde im Kanton Bern 1799 und 1806 vor allem im Seeland (Aarberg, Büren, Bielersee mit einer hohen Dichte guter Schreib- und Rechenschulen) und im Oberaargau.³⁶ Als ausgesprochener Bildungsraum offenbart sich damit die verlängerte «Seelandtangente» Aarau–Solothurn–Büren–Aar-

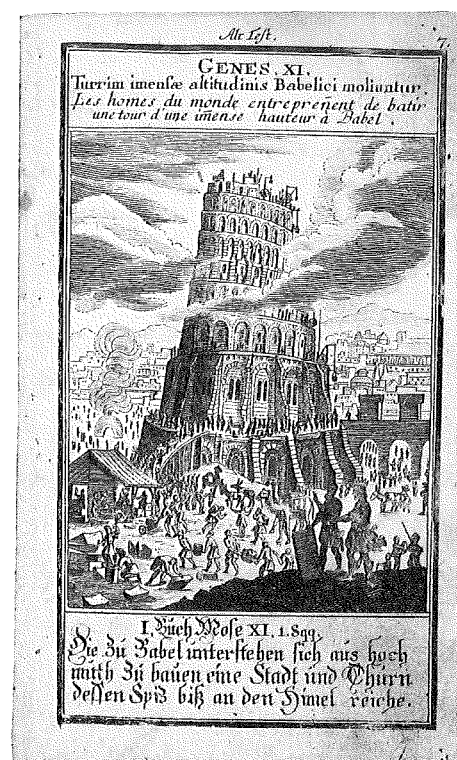


Abb. 237: Hübners reich illustrierte «Biblische Historien» setzten auf ideale Weise den religiös-moralischen Anspruch des Schulunterrichts um. Das Buch lieferte in einfachen Sätzen Zusammenfassungen der Bibeltex-te, stellte anschliessend Fragen zum historischen Inhalt und hielt die nützlichen Lehren fest, die sich aus der Geschichte ziehen liessen. – Johann Hübner, «Zweymal zwey und funffzig Auserlesene Biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, Der Jugend zum Besten abgefasset», Biel 1768, Tafel zur 7. Historie: «Vom Thurn Bau zu Babel», Bern UB

26 Schmidt, Worb, S. 459.

27 Für Worb vgl. Schmidt, Worb, S. 453f.

28 Schneider, Landschule, S. 54.

29 Schneider, Landschule, S. 118f.

30 Wyss, Katechismus, S. 238–243, 272–287; Panchaud, Écoles vaudoises, S. 147–243.

31 Baumann, Lehrbücher, S. 18–20.

32 Pfäffli Ruggli, Zweck, S. 24, 27.

33 Schneider, Landschule, Beilage IVa nach S. 203.

34 Montandon, 1806, S. 185–188.

35 StAB B III 209 Bernkapitel 1780: Frauenkappelen.

36 Zu diesem Abschnitt vgl. Montandon, 1806.

Abb. 238: Am Ende des 18. Jhs. konnten die meisten Schüler beim Schulaustritt lesen, aber nur die Hälfte auch schreiben. Von den Mädchen war gar nur eine kleine Minderheit dazu fähig. – Schreibschachtel mit Gänsekielfeder und Federmesserchen, 1764, BHM



berg–Murten, die der frühneuzeitliche Berner Staat forciert hatte und die sowohl das Seeland wie den Oberaargau zu Räumen erhöhter Marktbeziehungen machte. Daneben war das Simmental als Passverbindung in die Waadt und im Fach Rechnen erneut auch die linke Seite der Aare zwischen Bern und Thun besonders «bildungsfreundlich». Die Schulen mit säkularen Fachbüchern in zwei oder mehr Fachbereichen liessen sich ebenfalls vorwiegend im Raum Bern und im Oberaargau finden. Dabei bestätigt sich die in der Forschung formulierte Annahme, dass die lokalen Faktoren Markorientierung und Verkehrslage entscheidend waren.³⁷ Die Leistungswerte scheinen sich zwischen 1799 und 1806 leicht erhöht zu haben: 60–70% der Knaben und vielleicht 20–25% der Mädchen konnten schreiben.³⁸

Andererseits zeichnen sich schon 1780 Gebiete mit schlechten Schulinfrastrukturen ab. Dekan Johannes Wyttenbach nennt besonders das Amt Schwarzenburg, in dem man nicht lesen konnte.³⁹ Die Gründe dafür lagen ebenfalls in der lokalen Ökonomie, genauer: in der Armut. Die 1764 durchgeführte Pfarrerenquête⁴⁰ berichtet, dass gerade die Armen ihre Kinder häufig lieber zu Hause behielten,⁴¹ weil die Eltern meinten, Lesen, Schreiben, Singen und auch die Unterweisung in der christlichen Religion seien Zeitverschwendung, *es seye nöthiger, ihre kinder zu haus zur arbeit zu halten, ihre nahrung und kleidung zu erwerben behülfflich zu sein.*⁴² Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die scheinbar «modernen» protoindustriellen Gebiete besonders schlechte Daten in Bezug auf die Gestalt und die Leistungen der Schule aufweisen. Die Situation in der bernischen Waadt unterschied sich dabei vom deutschbernischen Teil nicht.⁴³ 1799 und 1806 haben die gleichen Gebiete schlechte Leistungsdaten, die schon 1764 auffallen: Schwarzenburg und das Emmental.⁴⁴

«Die Schulmeister,» so kann man zusammenfassend sagen, «mussten in einem lokal bestimmten Kräftegefüge wirken, das von den Bedürfnissen (...) [der] Arbeitswelt geprägt wurde.»⁴⁵ Handel und Wandel als positive und Armut und Heimarbeit als negative wirtschaftliche Faktoren schufen unterschiedliche Bildungsräume. Gebiete mit zunehmend weniger konfessionell geprägtem Unterricht, dafür aber mit Schreiben und Rechnen, standen neben traditionellen, aber stabilen Schulgebieten wie dem Oberland und schulisch «prekären» Regionen, in denen Schmalhans Schulmeister war.

BARBARA BRAUN-BUCHER

Die Lateinischen und Hohen Schulen

Das Bildungsideal im Wandel

Seit 1528 ist das Schulwesen in Bern, wie in andern von der Reformation betroffenen Städten, in die öffentliche Hand übergegangen. Das Bildungsideal der reformierten Ausbildung geht von einem pragmatischen Ansatz aus, dem Heranziehen von gelehrten Männern, die bibelfest und sprachgewandt das Evangelium verkünden und interpretieren, was inmitten der verschiedenen entstehenden Konfessionskirchen zugleich identitätsstiftende Wirkung hat. Von Anfang an mitgemeint ist –

37 Schmidt, Elementarschulen, S. 43f.

38 Diese insgesamt hohen Alphabetisierungsquoten bestätigt – gegen die Forschung, die verbreitet erst nach 1830 eine Alphabetisierung in der Schweiz annimmt – Messerli, Literale Normen, S. 314f., und Messerli, Lesen, S. 631–636.

39 StAB B III 209 Bernkapitel 1780: «kleiner Auszug».

40 StAB B III 204 Pfarrberichte 1764.

41 Vgl. bes. den Bericht aus Schlosswil.

42 Bericht aus Vechigen.

43 Panchaud, Écoles vaudoises, S. 55–59.

44 Montandon, 1806, S. 173.

45 Neugebauer, Niedere Schulen, S. 225. Er prägt hierfür den Begriff des «Lokalismus».